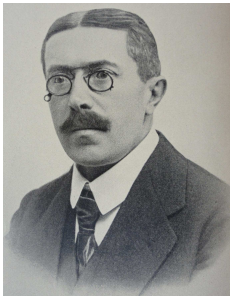


Auszug aus: Adolf Eichler (1877 – 1945)

"Deutschtum im Schatten des Ostens: ein Lebensbericht"*



Bei einer Zusammenkunft erzählte mir Regierungsrat Hugo F l e m k e von der Reichsstelle für das Auswanderungswesen von den Selbsthilfebestrebungen der r u ß - l a n d d e u t s c h e n F l ü c h t l i n g s v e r b ä n d e. Er forderte mich auf, ihnen meine organisatorischen Erfahrungen zur Verfügung zu stellen. Flemke entstammte dem Weichseldeutschtum und war somit ein Landsmann. Vor dem Kriege arbeitete er in dem halbamtlichen Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer in Berlin. Während der deutschen Okkupation war er im amtlichen Auftrag in Ostpolen und Wolhynien tätig, um die aus der russischen Verbannung zurückgekehrten deutschen Kolonisten zu beraten und ihre Abwanderung nach anderen Siedlungsgebieten in die Wege zu leiten. Seine fundamentale Kenntnis aller Bedingungen im Ostdeutschtum veranlaßte seine Berufung in das Reichswanderungsamt, das später in die Reichsstelle für das Auswanderungswesen umgewandelt wurde. Er galt bald als Anwalt der rußlanddeutschen Flüchtlinge, die sich in ihren tausend Nöten um Rat und Hilfe an ihn wandten. Sein unbestechlicher Wirklichkeitssinn ließ ihn die Dinge immer so sehen, wie sie tatsächlich waren, nicht wie sie geschildert wurden. Deshalb wurde er von allen Schaumschlägern gefürchtet.

Als er mir seinen Wunsch übermittelte, sagte ich weder ja noch nein. Ich wünschte nicht, abermals in eine verantwortliche Organisationstätigkeit hineingezogen zu werden. Um so mehr war ich überrascht, als mich an einem der nächsten Tage Pastor Friedrich R i n k besuchte und mich bat, das Amt des Aufsichtsratsvorsitzenden der Heimataufbau-Wirtschaftsgenossenschaft aller rußlanddeutscher Kolonisten zu übernehmen. Rink war in Wolhynien geboren. Seine theologische Ausbildung in Dorpat hatte er während des Weltkrieges abgeschlossen. Nach dem Kriege kam er nach Deutschland, wo er zehntausende von wolhynischen Flüchtlingen betreute und an der Spitze des von ihm gegründeten Vereins der deutschen Wolhynier stand.

Um die Ansiedlung der heimatlos gewordenen deutschen Kolonisten vorzubereiten, war er nach Nordamerika und später mit einer Initiativgruppe nach Mexiko gereist. In Mexiko waren in Verbindung mit der Heimataufbau-Genossenschaft zwei rußlanddeutsche Kolonien entstanden. Nun hatten sich einige organisatorische Schwierigkeiten gezeigt, um deren Beseitigung ich mich mitbemühen sollte. Den offenherzigen Darlegungen meines Besuchers gegenüber, der selbst unermüdlich im Interesse der von ihm vertretenen Sache tätig war und ihr persönlich Opfer gebracht hatte, konnte ich nicht bei meiner halben Ablehnung bleiben.

Als Rink, der bisher den Vorsitz im Vorstand der Genossenschaft führte, in ein Pfarramt ging, übernahm ich im Dezember 1925 den Vorsitz. Wir standen vor erweiterten Aufgaben, die eine straffe Leitung erforderlich machten, und ich selber wollte nicht auf halbem Wege stehenbleiben.

Mehr als fünfzig rußlanddeutsche Kolonistenfamilien waren durch Vermittlung der Genossenschaft nach M e x i k o ausgewandert. Die von ihnen gegründeten beiden Ansiedlungen waren dank dem Entgegenkommen der damaligen mexikanischen Behörden in raschem Aufschwung begriffen. Der deutsche Gesandte, Dr. Will, der zusammen mit Admiral Behncke sie besuchte, äußerte, daß er zum erstenmal auf mexikanischem Boden erfolgversprechende deutsche Kolonien angetroffen habe. Spätere Malariaerkrankungen unter den Ansiedlern und die Erkenntnis, daß die zu entrichtenden hohen Zinsen für die eingegangenen Verpflichtungen die Bewirtschaftung der Hazienden unrentabel gestalteten, veranlaßten die Umsiedlung nach einer ihnen von der mexikanischen Regierung zur Verfügung gestellten Hazienda. Die

Behörden förderten das Unternehmen durch Bereitstellung von Krediten für die Bauten und zur Anschaffung des Inventars.

Neue Siedlungsvorhaben deutsch-mexikanischer Wirtschaftskreise wurden an uns herangebracht. Auch das Interesse der mexikanischen amtlichen Stellen war im Wachsen. Der damalige mexikanische Gesandte in Berlin und spätere Staatspräsident General Pascual Ortiz Rubio ließ mich zu sich kommen, um die Einzelheiten eines Kolonisationsplanes zu besprechen, für den er sich persönlich interessierte und den er durch unsere Genossenschaft verwirklicht sehen wollte. er war ein vielgereister Mann mit weltweitem Blick, und er hatte sich nicht nur als Politiker, sondern auch als Gelehrter und Schriftsteller einen Namen gemacht.

Alle diese aussichtsreichen Anfänge sind ohne den erstrebten Erfolg geblieben, weil bald darauf die Silberentwertung die mexikanische Regierung zu Sparmaßnahmen zur Drosselung aller subventionierten Unternehmungen zwang. Weitere Schwierigkeiten brachten die späteren politischen Entwicklungen, die immer mehr in linksradikale Bahnen gelenkt wurden und uns zur Zurückstellung aller Kolonisationspläne nötigten. Nur ein Teil der rußlanddeutschen Kolonisten blieb in Mexiko. Die meisten übersiedelten zu Verwandten nach Kanada. Andere kehrten nach Deutschland zurück, als die wirtschaftliche und politische Lage unsicher wurde.

Im Sommer 1925 wurde mir der Vorsitz in der Arbeitsgemeinschaft von Vereinen deutscher Kolonisten aus der Ukraine übertragen, die vor einem Jahre vom Verein der deutschen Wolhynier, vom Verein der Schwarzmeerkolonisten und vom Verein der Dunajewzer Deutschen gegründet worden war. Als sich noch mehr landsmannschaftliche Gruppen der Arbeitsgemeinschaft anschlossen, wurde sie in die **A r b e i t s - g e m e i n s c h a f t d e r D e u t s c h e n a u s R u ß l a n d u n d P o l e n** umgebildet. Neue und überaus wichtige Aufgaben erwuchsen mir, als sich die Arbeitsgemeinschaft in Verbindung mit dem Deutschen Schutzbund für Berücksichtigung der rußlanddeutschen Kolonisten bei der künftigen Siedlung im deutschen Osten einsetzte. So konnte die Arbeitsgemeinschaft als aktiv handelnder Faktor praktisch in die Siedlungspolitik der damaligen Zeit eingreifen. (...)

Ehrevorsitzender der Arbeitsgemeinschaft war Dr. Karl Baron **M a n t e u f f e l - K a t z d a n g e n**. Er war mir dem Namen nach bereits vor dem Kriege als Vorsitzender des Deutschen Vereins in Kurland bekannt. Als Kreismarschall des Kreises Hasenpoth war er nach der Niederwerfung der lettischen Revolution von 1905 als erster in Wolhynien gewesen, um die dortigen deutschen Kolonisten, die unter Landnot litten, nach Kurland zu holen. Seinem Beispiel sind in den nächsten Jahren zahlreiche andere baltische Großgrundbesitzer gefolgt, so daß bis 1914 etwa 20.000 deutsche Kolonisten aus Wolhynien und Ostpolen im Baltikum angesiedelt werden konnten. Er hat auch als erster die guten Charakterseiten dieser Kolonisten erfaßt. In einem Rückblick auf die eigenen Erfahrungen auf seinen Gütern schrieb er: "Die Kolonisten waren große Kinder, mit ihren Fehlern und Vorzügen, mit deren Unarten und Reizen, und gerade das waren die Letten nie. Selbst lettische Kinder sind nicht kindlich und naiv, sondern haben von früh an das Benehmen der Erwachsenen. So bekam das ganze Zusammenleben in Gut und Gemeinde, wo Kolonisten eingezogen waren, einen ganz anderen Anstrich. Es wurde freier, offener, gemütlicher. Intrige und Verleumdung, Parteiwesen und damit verbundene Protektionswirtschaft, die das lettische Leben so sehr vergiften, diese bösen Geister, die so viel Zeit und Kraft und Nerven kosten, und keine Ruhe, kein wirkliches Behagen zulassen, sie sind durch die Kolonisten fast ganz verscheucht worden..." Während des Weltkrieges wurde Manteuffel nach dem Osten verbannt. Als er nach der russischen Revolution in die Heimat zurückkehrte, widmete er sich abermals deutschen Aufgaben. (...) Als er die Heimat verließ, hatte er seinen gesamten Besitz verloren. Ungebrochen trat er in Vorträgen und Aufsätzen für die Fortführung der deutschen Mission im Osten ein. Solange er in Berlin lebte, nahm er an unseren Sitzungen teil. (...)

Stellvertretender Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft wurde nach ihrer Erweiterung **Carlo von K ü g e l g e n**. Auch sein Name war mir bereits vor dem Kriege bekannt, als er die deutsche "St. Petersburger Zeitung" leitete, die dem gesamten Rußlanddeutschtum politische und geistige Impulse gab und seine besten Kräfte zu schöpferischer Arbeit um sich sammelte. (...)

Im Rigaer Frieden vom 18. März 1921 wurde die Teilung Wolhyniens festgelegt. Seitdem erschwerten sowohl die sowjetrussischen wie die polnischen Behörden dem in Deutschland verbliebenen Rest der **d e u t s c h w o l h y n i s c h e n K r i e g s f l ü c h t l i n g e** die Heimkehr. Das verarmte und entrechtete Deutschland war nicht in der Lage, das den Kolonisten bei ihrer Verpflanzung nach Deutschland gegebene Versprechen zu erfüllen und ihnen die Ansiedlung in den neuen Randstaaten oder in Deutschland selbst zu ermöglichen.

Den Kolonisten blieb somit nur der Weg der Selbsthilfe übrig, wenn sie aus der Enge ihres Daseins als Landarbeiter auf ostdeutschen Gütern herauskommen und wieder selbständige Bauern werden wollten. Eine neue Möglichkeit dazu bot sich ihnen durch ein Anerbieten des brasilianischen Staates **S a o P a o l o**, die europäischen Kolonisten ins Land ziehen wollte und Freifahrt gewährte. Gesetzliche Voraussetzung für die kostenlose Übersiedlung war einjährige Pflichtarbeit auf den Kaffeefazenden zu den ortsüblichen Löhnen.

Es war keine ideale Lösung des Problems der **Ü b e r s e e k o l o n i s a t i o n**, die sich hier bot. Die Arbeit auf den Fazenden war seit jeher verrufen und die Auswanderung von Deutschland aus durch das Fortbestehen des von der Heydtschen Reskriptes vom Jahre 1859, das jede Auswanderungswerbung für Sao Paolo verbot, gehemmt. Als wir in unserer Arbeitsgemeinschaft uns erstmalig mit der Frage der Auswanderung nach Sao Paolo befassen mußten, bedeutete die Stellungnahme im bejahenden Sinne für uns die Preisgabe liebgewordener Wünsche. Wir hofften immer noch, die Ansiedlung unserer Kolonisten in Deutschland erreichen zu können. Außerdem war uns, wenn wir eine Überseekolonisation ins Auge faßten, die Übersiedlung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, soweit eine solche noch möglich war, nach Kanada, allenfalls noch nach Mexiko, bei weitem angenehmer als der Weg nach Brasilien.

Aber die Entwicklung der Auswanderung stellte uns vor rasche Entscheidungen. Von Holland aus kamen Beauftragte des Holländischen Lloyds und warben heimlich für Sao Paolo. Nicht nur Reichsdeutsche, auch viele Rußlanddeutsche folgten den Aufforderungen der Werber und zogen über Rotterdam nach Sao Paolo. Der Wunsch, über die Fazendenarbeit wieder zu einer eigenen Scholle zu gelangen und in einem Landes neuen Lebensraum zu gewinnen, das genug Bodenreserven für Kind und Kindeskind besaß, überwog alle Bedenken.

So wurden wir genötigt, klare Stellung zu nehmen, wenn wir nicht die Mitschuld dafür tragen wollten, daß der Auswanderungsdrang zur wilden und planlosen Bewegung ausartete. Zwei Beauftragte, ein Kolonist und einer unserer Mitarbeiter, Egon Reets aus Dunajewzy, wurden nach Sao Paolo entsandt, um die Arbeitsbedingungen und die Lebensverhältnisse auf den Fazenden kennenzulernen. Gleichzeitig wurden bei den zuständigen deutschen Amtsstellen die erforderlichen Anträge zur Vorbereitung der Auswanderung im Rahmen der komplizierten gesetzlichen Bestimmungen gestellt.

In unseren gemeinsamen Besprechungen mit dem damaligen Direktor der Reichsstelle für das Auswanderungswesen, Geheimrat Dr. Hintrager, sowie den zuständigen Referenten im Reichsinnenministerium, Ministerialdirigent Hering, und im Auswärtigen Amt, Gesandtschaftsrat Dr. Seelheim, war zunächst eine einheitliche Stellungnahme nicht zu erreichen. Es wurde zugegeben, daß der Bericht unserer aus Brasilien zurückgekehrten Kundschafter nicht ungünstig sei. Auch Dr. Seelheim, der während seiner mehrjährigen Tätigkeit an der deutschen Gesandtschaft in Rio de Janeiro sich mit den Lebensverhältnissen

auf den Fazenden vertraut gemacht hatte, vertrat die Meinung, daß für anspruchslosere Landarbeiter, wie es unsere Wolhynier waren, hier sehr gut die Aufstiegsmöglichkeit zu eigenem Besitz gegeben sei. Es sei aber ein arbeitsschwerer und entsagungsvoller Weg und er warnte vor Illusionen. Ich konnte die zögernde Haltung der amtlichen Herren, in der mehr Ablehnung als Zusage zu finden war, verstehen. Die gesamte deutsche Nachkriegsauswanderung krankte an Mißständen und Fehlentwicklungen, weil zuviel unlautere Elemente sich in sie eingedrängt hatten. Zuletzt fand man eine Kompromißlösung: Ich sollte nach Ostpreußen fahren, um dort im persönlichen Verkehr und in Zusammenkünften mit den Auswanderungswilligen auf die andersgearteten Lebens- und Ernährungsverhältnisse und die sonstigen Schwierigkeiten einer Umsiedlung aus einem Weltteil in den anderen aufmerksam zu machen. Sollten unsere Landsleute bei ihrer Absicht beharren, so wollten die amtlichen Stellen sich mit der Durchführung der Aktion einverstanden erklären und bei der Reichsarbeitsverwaltung befürworten, uns die nach dem Gesetze erforderliche Konzession zu geben. Für die Überfahrt sollten Schiffe deutscher Schifffahrtsgesellschaften in Anspruch genommen werden.

Als ich meine Reise nach Ostpreußen antrat, nahm ich meinen Auftrag so wörtlich, daß ich nach der Auffassung unserer Kolonisten mehr gegen als für die Auswanderung sprach. Verschiedene Teilnehmer an den Zusammenkünften in einigen Orten Nordostpreußens, in denen ich zwei Jahre später in Brasilien zusammenkam, machten mir den Vorwurf, daß sie es in der neuen Heimat nur halb so schlimm gefunden, wie sie es nach meiner Schilderung erwartet hätten. Auch in den Briefen der Ausgewanderten fanden solche Gedankengänge Ausdruck.

Auch nach meiner Rückkehr aus Ostpreußen mußten noch viele Schwierigkeiten überwunden werden, bevor die ersten Auswanderungsgruppen auf den Weg kamen. Mehr als dreihundert Familien sind in den nächsten Jahren nach Sao Paolo gezogen. Sie fanden sich bald in den neuen Verhältnissen zurecht und schlugen in Brasilien Wurzel.

Meine Erfahrungen und Beobachtungen, und die bitteren Klagen der wolhynischen Kolonisten, die sich im Heimatlande ihrer Väter wie Ausgestoßene fühlten, veranlaßten mich, die unerfreulichen Zustände in Ostpreußen zum Gegenstand einer Denkschrift an den Direktor der Reichsstelle für das Auswanderungswesen zu machen. Hintrager sowohl wie Hering und Seelheim waren erschüttert. Sie veranlaßten die Vervielfältigung der Denkschrift. Durch die Auswanderungsberatungsstelle in Königsberg gingen Abschriften an alle Landratsämter und andere Stellen in Ostpreußen. Ich führte aus:

"Ostpreußen, das einen Teil der nach Preußen gekommenen Refugiés zur zweiten Heimat wurde, das den vertriebenen Salzburgern neue Lebensmöglichkeiten bot, und das sich der heimatlos gewordenen Philipponensekte öffnete, nahm während des Weltkrieges auch große Mengen deutschwolhynischer Bauern auf, denen bei dem öfteren Frontwechsel das Schicksal ihrer von den russischen Behörden nach Sibirien verschleppten Landsleute drohte, oder die aus der russischen Verbannung zurückgekehrt waren. Im Einvernehmen mit dem Preußischen Kriegsministerium wurden die Flüchtlinge und Rückwanderer zunächst vom Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer auf ostpreußischen und schlesischen Gütern als Landarbeiter untergebracht. Ihre Ansiedlung in den früheren russischen Ostseeprovinzen, den heutigen baltischen Staaten, war beabsichtigt und wurde ihnen auch versprochen.

Zwei Jahre vor ihrer Einwanderung hatte Ostpreußen den Russeneinfall zu überstehen gehabt. Hunderttausende von russischen Kriegsgefangenen wurden beim Wiederaufbau der zerstörten Städte und Dörfer und in der Landwirtschaft beschäftigt. Staatspolitische Gesinnung an Stelle volksdeutschen Denkens überwog in jener Zeit allenthalben. Außerdem war in Ostpreußen seit jeher, schon wegen der polnisch sprechenden Masuren und der Litauer, das Preußengefühl stärker als das Deutschlandempfinden. Diese

Umstände und mancherlei Imponderabilien, die im einzelnen hier nicht aufgezählt werden sollen, verursachten von vornherein eine ungünstige Stellungnahme gegenüber den sogenannten 'russischen Flüchtlingen aus Wolhynien'. Mancher ostpreußische Gutsbesitzer, dessen Name einen slawischen Klang hat, kann auch heute noch nicht das Rätsel lösen, wie es kommt, daß die wolhynischen Bauern, die er seit vielen Jahren auf seinem Gute beschäftigt, deutsche Vor- und Familiennamen führen, kirchengläubige evangelische Christen sind und in der Unterhaltung untereinander sich nur der deutschen Sprache und nicht des Russischen bedienen.

In einer wirtschaftlichen Organisation, dem Landwirtschaftlichen Zentralverein in Allenstein, fand ich bei der Durchsicht der Akten über die Unterbringung der ins Land gerufenen deutschen Wolhynier Rundschreiben des Fürsorgevereins aus dem Jahr 1916, worin gerügt wird, daß die Gutsbesitzer sich in vielen Fällen Vertragsbrüche gegenüber den deutschstämmigen Flüchtlingen zuschulden kommen ließen, wodurch das Mißtrauen der Flüchtlinge hervorgerufen worden sei. Anscheinend verwechselte man sie mit russischen Kriegsgefangenen. Mit dieser Feststellung beginnt die Tragödie der deutschwolhynischen Flüchtlinge in Ostpreußen, die nicht als Volldeutsche durften, die man noch die man noch heute (1926) "Russen" und "Polacken" schimpft, denen man bei jeder Gelegenheit ihre wirtschaftliche und kulturelle Rückständigkeit vorwirft, obwohl sie in Rußland als Musterwirte galten, und die ungefragt aus dem Stande der selbständigen Bauern ausgestoßen und in den der Landarbeiter hineingeschoben wurden.

Zweifellos wäre es richtig gewesen, die wolhynischen Flüchtlinge noch im Sommer und Herbst 1918, als es klar wurde, daß es infolge der politischen Entwicklungen und der strategischen Lage zu einer planmäßigen Neuansiedlung in den heutigen Randstaaten nicht kommen könnte, nach ihren Heimatgebieten zurückzubringen, die damals noch unter deutscher Verwaltung standen. Ein nicht unbedeutender Teil von ihnen hat zu jener Zeit und auch noch später, bis in den Sommer 1920, den Rückweg in die Heimat gesucht und gefunden. Seitdem ist ihnen der Weg nach Sowjetrußland sowohl wie nach Polnisch-Wolhynien verschlossen. Auf dem Sowjetkonsulat in Königsberg, wohin sich viele Familien gewendet haben, wurde ihnen gesagt, daß eine Rückwanderung nach Sowjetrußland nur möglich sei, wenn sie im Besitze ausreichender Mittel und landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte seien. Nach Wolhynien könnten sie aber nicht mehr kommen, weil ihre Hofstellen schon besetzt seien. Man würde sie allgemeinen Einwandererkolonnen anschließen, deren Weg in den meisten Fällen nach Sibirien gehe. Mit anderen Worten: Sie sollten in den aufzuschließenden Siedlungsgebieten nicht mehr in geschlossenen Gruppen, sondern zusammen mit Nationalrussen und Angehörigen asiatischer Völkerstämme angesetzt und wieder einmal als Kulturdünger benutzt werden.

Noch vor der allgemeinen Verarmung gelang es einer Anzahl von deutschen Wolhyniern, mit Hilfe der Ostpreußischen Landgesellschaft und anderer Unternehmen Siedlungsstellen zu erhalten. Der dürftige ostpreußische Heideboden war aber, ungleich der ergiebigen wolhynischen Heimaterde, so wenig ertragreich und verlangt so hohe Betriebsmittel, daß die unbemittelten neuen Besitzer sich nicht behaupten konnten und die für die Wirtschaft erforderlichen Getreidemengen zusätzlich von den Instleuten der benachbarten Güter kaufen mußten. Viele veräußerten ihre Landstellen und wanderten mit dem Erlös nach Kanada, Argentinien und Brasilien aus."

Diesem allgemeinen Teil folgten zahlreiche Einzelheiten, die die eigenartige Notlage der Deutschen Wolhyniens schilderten.

Nicht alle ostpreußischen Gutsbesitzer standen den Ankömmlingen aus Wolhynien unfreundlich gegenüber. Es gab auch verständnisvolle Arbeitgeber, die sich um das Wohlergehen ihrer schuldlos in Not geratenen Volksgenossen bemühten. Am meisten in Verruf kam die deutschen Wolhynier durch die Gutsbeamten, die

in ihnen nur unbequeme und eigenwillige Arbeiter sahen, nicht so fügsam wie die polnischen Wanderarbeiter, die ihnen willkommener waren. Professor Dr. Walter Kuhn, der bekannte Sprachinselforscher, hat einige Jahre später auf einer Reise durch Polnisch-Wolhynien mit vielen der aus Deutschland zurückgekehrten Kolonisten gesprochen. Er kommt bei der Schilderung seiner Eindrücke in den "Deutschen Blättern in Polen" zu dem Schluß: " Es war aber nicht die Arbeit allein, die die Kolonisten zermürbte, denn an Arbeit waren sie auch von Wolhyniern her gewöhnt. Es war die knechtische Arbeit, das unfreie Schaffen, das sie nicht vertrugen. Daheim hatten sie sich selbst befohlen, sie waren ihre eigenen Herren gewesen, hatten ihr eigenes Besitztum bearbeitet, und solche Arbeit ist leicht. In Deutschland stand stets der Aufseher hinter ihnen, und das machte ihr Tagewerk bitter." (...)

Jeder unserer Auswanderertransporte hatte seine eigene Geschichte. Die Vorbereitungen brachten viele Komplikationen. Bis zuletzt gab es aufregende Überraschungen. Zur Verabschiedung der einzelnen Gruppen entsandten wir jeweils einen der russlanddeutschen Pastoren nach Hamburg. Die erste Gruppe, aus über hundert Familien bestehend, fuhr am 25. Februar 1926. Tiefbewegt lauschten die Versammelten vor der Einschiffung den Worten Pastor Rinks. Hier und da war lautes Schluchzen zu hören, als er auf ihre Schicksale zu sprechen kam. Infolge des dichten Nebels über der Elbe wurde der deutsche Dampfer in der Nacht von einem ebenfalls ausgehenden englischen Schiff gerammt. Das deutsche Schiff geriet auf Grund und mußte zur Ausbesserung der Schäden nach Hamburg zurückkehren. Erst nach drei Tagen konnte es wieder auslaufen.

Reetz begleitete die erste Auswanderergruppe nach **B r a s i l i e n** und blieb als unser Vertrauensmann und Vertreter in Sao Paolo. Gemeinsam mit den dortigen Freunden und Förderern unserer Sache bemühte er sich um günstige Unterbringung der Ankömmlinge in geschlossenen Gruppen auf geeigneten Kaffeefazenden.

In Europa stellt man sich vielfach einen brasilianischen Fazendeiro als eine Art Sklavenhalter vor. Ich habe später verschiedene Fazendeiros kennengelernt, die sehr neuzeitlich gerichtete und menschenfreundliche Männer waren. bei der ständigen Arbeiternot liegt es in ihrem eigenen Interesse, ihre "Colonos" (Arbeiter) gut zu behandeln. Auch unsere Einwanderer machten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die besten Erfahrungen mit ihnen. Wo es zu irgendwelchen Unstimmigkeiten kam, waren die Administratoren schuld. In jedem dieser Fälle griffen die brasilianischen Behörden korrigierend ein, denen eine vorbildliche Arbeiterschutzgesetzgebung weitgehende Möglichkeiten zum Eingreifen gab.

Allen wohlgemeinten Warnungen zum Trotz, die von verschiedenen Stellen an uns gerichtet wurden, als wir die Aktion vorbereiteten, kamen von Reetz sowohl wie von einzelnen Auswanderern günstige Berichte. Wie beruhigend waren für mich, der selber erst vor kurzem seine Vorurteile gegen die Fazendenarbeit preisgegeben hatte, Auswandererbriefe, wie etwa der folgende: "Man gewöhnt sich hier flink an alles, auch an Reis und Bohnen anstelle von Kartoffeln. An Fleisch hat es hier noch nicht gefehlt." (Diese Feststellung wiederholte sich fast in jedem der Auswandererbriefe. Sie sollte die in Europa umlaufenden irrigen Meinungen richtigstellen.) "Brot backe ich jede Woche. Wenn uns die Leute drüben noch so bange gemacht haben, aber ich habe meine Hoffnung auf Gott gesetzt, der uns auch hier versorgt. Wenn mich Gott gesund bleiben läßt, so habe ich bald so viel Hühner wie drüben. Hier sagt der Herr nicht: Ihr müßt das und das abschaffen. Hier sagt er: Haltet euch so viel Vieh, wie ihr Wollt, denn Hütung ist genug da. Wir treiben unsere Kuh und das Kalb früh weg, und zum Abend kommen sie wieder, und die Schweine gehen auch in die Koppel. Das Vieh bleibt in der Nacht draußen. Es ist hier alles viel leichter als in Deutschland ... Solche leichte Ernte haben wir noch nie gehabt. Der Himmel ist so klar, und die Sterne auch. Wenn man des Abends

herauskommt, dann freut man sich darüber, und wir sprechen oft mit unseren Nachbarsleuten, daß es in Deutschland nicht so schön war wie hier."

[aus dem Bericht von einer Reise nach Brasilien]

Unser erster Besuch galt H e i m t a l, das nur acht Kilometer von Londrina entfernt liegt und den aufnahmefähigen Stadtplatz mit seinen Erzeugnissen beliefert. Ihren Namen verdankt die Kolonie der bekannten Kolonie gleichen Namens im heutigen Sowjet-Wolhynien, die gleichzeitig Kirchspielort war. Die Stammkolonisten waren von den Fazenden gekommen. Ihre Ersparnisse reichten aus für die Anzahlung beim Landkauf und die allernotwendigste Einrichtung. Die Arbeit am Straßenbau verschaffte ihnen zusätzliche Barmittel. Aber es war ein harter Kampf ums Dasein, bis sie den Urwald gerodet hatten und dem Neuland die erste Ernte abringen konnten. Nun zeigten sie uns voller Stolz ihren jetzt schon schuldenfreien Besitz und auch die Einrichtungen und Handlungen Gemeinschaftssinnes und ihres Kulturgefühls: deutsche Schule und lutherische Kirche. Durch Selbstbesteuerung brachte die kleine Gemeinde beträchtliche Mittel zusammen. Daneben leisteten viele fleißige Hände freiwilligen Arbeitsdienst. Wie in den Kolonien der alten Heimat, so wurden auch hier Gesang- und Posaunenchor gegründet. So haben unsere wolhynischen Kolonisten auch in Brasilien ihren guten erhalten, nicht nur lebensstüchtige Urwaldbauern, sondern auch opferwillige Träger deutschen Schul- und kirchlichen Wesens zu sein. (...)

In eine aus vielen Gegensätzen zusammengesetzte Welt kamen wir, als wir die deutsche Ansiedlung Roland besuchten. Unter den dortigen Kolonisten befinden sich viele deutsche Intellektuelle, die Roland zum Schauplatz weltanschaulichen Ringens gemacht haben, während sie dem Kampf mit der üppigen und widerspenstigen Urwaldnatur nicht gewachsen sind. Auch hier wie in Londrina stellten sich Rußlanddeutsche ein, die beraten werden wollten. Einige von ihnen waren Kolonisten aus Sowjet-Wolhynien, die aus Sibirien nach der Mandschurei geflüchtet waren. Über Marseille kamen sie nach Brasilien. Diese seelisch zutiefst erschütterten Menschen konnten lange nicht zur Ruhe kommen. (...)

Von Blumenau aus brachte uns eine Bahn, die früher in deutschem Besitz war, in vierstündiger Fahrt durch das deutsche Ansiedlungsgebiet nach Hansa-Hammonia, dem Sitz der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft. Mit Direktor Jose Deeke unternahmen wir eine Autofahrt durch die Besitzungen dieser Gesellschaft. (...) Nach mehrstündiger Fahrt nähern wir uns dem Flußgebiet Dona Emma. Hier sollten wir Landsleute treffen. Wir sind jetzt in den noch zu erschließenden Urwaldbezirken der Gesellschaft. Rauchwolken vorn dem brennenden Buschwerk schieben sich an verschiedenen Stellen hinter den Höhen hinauf.

Auch die rußlanddeutschen Kolonisten, die wir besuchen wollen, sind dabei, neue Teile des Urwaldes abzubrennen und in Ackerboden umzuwandeln. Wir treffen nur die Frauen und Kinder im Haus des Kolonisten Weidmann. Ein reitender Bote holt die Männer aus dem Urwald. Bald sehen wir uns von ihnen umgeben. Aus ihren Gesichtern strahlt Freude über den schon längst erwarteten Besuch. Frau Weidmann führt mich durch ihr Haus und erzählt von ihrem schweren Anfang. Ihr Mann berichtet, wie er einst, lange vor dem Weltkriege, aus Wolhynien nach dem Nordkaukasus abwanderte, mit anderen Kolonisten sich am Terek niederließ und wirtschaftlich gut vorankam. Nach dem Umsturz in Rußland wurden die Kolonisten von den wilden Bergvölkern bedrängt und beraubt. Erst nach Eintreffen der deutschen Truppen kehrten wieder gesicherte Verhältnisse ein. Einer reichsdeutschen Anregung, sich in Lettland anzusiedeln, glaubte er im Hinblick auf das vor kurzem Erlebte Folge leisten zu müssen. Aber auch in Lettland wurde ihnen nach dem deutschen Zusammenbruch das Leben zur Hölle gemacht. Sie übersiedelten nach Mecklenburg. Als auch hier die Fortkommensmöglichkeiten immer unsicherer wurden, verkauften sie alles. Der Erlös reichte aus, um die

Schiffskarten und die Bahnfahrt bis Hammonia zu decken. Um die Anzahlung auf das Kolonielos leisten zu können, mußten Kleidungsstücke verkauft werden. Nun nimmt wieder die Frau das Wort und schildert die bittere Zeit des ersten Anfanges im Urwalde, als noch alles fehlte. Jetzt, nach fünfjähriger Arbeit, sei man aus dem gröbsten heraus, verfüge über einen bescheidenen Wohlstand, habe Vieh- und Geflügelzucht und erfreue sich guter Maisernten und Erfolge bei den Weinanbauversuchen. Im Wohnzimmer finde ich Hindenburgs Bildnis und auf den Bücherborten neuere religiöse Literatur. Weidmann ist nicht nur Wirtschaftspionier, sondern auch der religiöse Führer der kleinen rußlanddeutschen Gemeinschaft, die sich in den letzten Jahren um ihn sammelte. (...) Auf dem Rückwege kehren wir bei einem Kaufmann ein, der seiner Venda den stolzen Namen "Hotel Dona Emma" gegeben hat. Er wird mit als Landsmann vorgestellt. Er sowohl wie seine Frau sind als Kinder mit ihren Eltern aus Wolhynien ausgewandert. Nichts verbindet sie mehr mit Rußland. Trotzdem werden sie im ganzen Kolonisationsgebiet nach altem deutschen Brauch als "Russen" bezeichnet, und sie selber nennen sich auch so, obwohl sie nie ein russisches Wort gehört haben.

Ein Teil der Familien des ersten Transportes, dessen Leiter Wilhelm Althausen war, war auf dem Dampfer an Masern erkrankt. Nach der Ankunft in Sao Paolo wurden die kranken Kinder und ihre Mütter nach dem Krankenhaus gebracht. Den durch die Erkrankungen geschwächten und deprimierten und durch den schroffen Wechsel der Ernährungsweise sowie durch die Unzulänglichkeiten der Planung der Behörden enttäuschten Einwanderer entsank der Lebensmut, als sie nach achttägigem Warten in Sao Paolo nach einer Fazenda im Innern gebracht wurden, die sich auf Baumwollanbau umgestellt hatte. Ihr Besitzer war einer der reichsten deutschen Grundbesitzer des Staates. Auch er hegte die besten Absichten, als er die Landsleute im Einwandererheim aufsuchte und mit ihnen das Arbeitsverhältnis festlegte. Aber er hatte nicht mit der Einstellung seines deutschen Administrators gerechnet, der, schroff in seinem Auftreten, in den Ankömmlingen nur "Russen", nicht gleichwertige deutsche Landsleute sah. Es kam zu Differenzen. Aus den Berichten, die ich bekam, war als augenfälligste Erscheinung zu vermerken, daß die Unbesonnenheiten auf beiden Seiten zur Katastrophe drängten. Pastor Wrede, den ich bat, sich der Landsleute anzunehmen, besuchte sie auf seinen Reisen. Seiner Vermittlung gelang es, ein leidliches Verhältnis herzustellen, so daß sie doch etwas über die kontraktlich festgelegte Zeit auf der Fazenda blieben. Nachher ist ein Teil von ihnen dank der Bemühungen Wredes und einer mir zur Verfügung gestellten Beihilfe in Riograndense angesiedelt worden. Als ich sie dort besuchte, fand ich sie als freie Bauern auf eigener Scholle, also in einem Zustand, der sie glücklich machte, weil sie ihn in den beiden letzten Jahrzehnten erstrebt hatten. Mit leuchtenden Augen wiesen sie auf das bisher Geleistete.

Wenige dramatisch zugespitzt war die Unterbringung der folgenden Gruppen, die auf die Fazenden gutberufener brasilianischer Besitzer kamen. Aber es fehlte auch dort nicht an Komplikationen, und es war nicht leicht, als Sieger aus allen Schwierigkeiten hervorzugehen. Nicht immer war ich von der Zweckmäßigkeit der Maßnahmen in Brasilien überzeugt. Andererseits mußte ich mir eingestehen, daß unsere deutschwolhynischen Kolonisten von 1935 nicht mehr die entbehrungsgewohnten und arbeitsharten Menschen von 1925 waren. Der fast zwanzigjährige Aufenthalt in Deutschland hatte sie, besonders aber das junge Geschlecht, zu anspruchsvollen Menschen umgewandelt. Alle hatten zwar dasselbe Ziel, die Möglichkeit zum Landbesitz für Kind und Kindeskind, aber manche vergaßen das, was sie mir vor ihrer Abfahrt aus Hamburg in die Hand versprochen hatten: sich Mut und Vertrauen zu bewahren und die Freude zum primitiven Leben zu erwerben, die den Kolonisten über alle Schwierigkeiten hinweghelfen. Dazu kam die psychische Reaktion auf die Tatsache der Verpflanzung in einen anderen Erdteil und in ein anderes Klima, die ich bis dahin nur bei reichsdeutschen Neusiedlern in Brasilien kennengelernt hatte, denen die ausdauernde körperliche Arbeitstüchtigkeit fehlte. Es handelt sich um einen psychischen Reizzustand, der zu seelischen Depressionen und Schwankungen und zu akuten Störungen des seelischen Gleichgewichts führt.

verbunden mit ihm ist oft ein grübelndes Umkreisen des eigenen seelischen Zustandes. Finden sich keine Führer, die die moralische Willensanstrengung der Betroffenen zur Bekämpfung ihrer Neigungen aufrufen, so verursacht dieser Zustand unverantwortliche Handlungen. An dieser Erscheinung ist schon manche vielversprechende deutsche Kolonisation in Brasilien gescheitert. Als sich die Klagen über das vermeintliche Versagen der letzten rußlanddeutschen Einwanderer auf der ganzen Linie häuften, mußte ich immer wieder auf die psychische Grundlage dieser Erscheinung hinweisen, die später mit der erfolgten physischen Akklimatisation verschwand. (...)

Ein deutscher Wolhynier, der jetzt Besitzer eines Hauses in einem Vorort von Sao Paolo ist, schrieb an mich nach zweimonatigem Aufenthalt: "Es gefällt uns hallen bis jetzt ganz gut. Wir Deutschen werden ganz gut behandelt. Wir haben auch gute Wohnungen. Meine Familie besteht aus sechs Köpfen. Wir haben eine Wohnung von vier Zimmern und Küche, auch elektrisches Licht. Mit der Arbeit sind wir auch zufrieden. Im Anfang war alles ungewohnt und neu. Da fiel es uns etwas schwer ... Also im großen und ganzen, man kann ganz gut hier leben." (...)

Als wir unsere ersten Transporte vorbereiteten, kamen zahlreiche Hilferufe von deutschen Kolonisten aus Polnisch-Wolhynien. Die über das dortige bodenständige Deutschtum verhängte Landsperre machte sich unheilvoll geltend. So schrieb eine Gruppe von fünfzehn Familien: "Wir sind hier in einer gefährlichen Lage. Wir haben kein eigenes Land und können auch kein Land kaufen, weil wir Deutsche hier als Fremde angesehen werden. Unsere Väter sind hier geboren und haben das Land urbar gemacht. Dennoch haben wir hier noch keine eigene Scholle." Eine andere Gruppe klagte: "wir sind hier so durch Armut geknechtet, daß wir oftmals keine Freude am Leben mehr haben. Die aus zwei Pachtkolonien verdrängten Kolonisten suchten seit Jahren nach neuen Siedlungsmöglichkeiten und hofften sie, ebenso wie viele andere Briefschreiber, durch uns in Brasilien zu bekommen. Durch die Briefe aus Wolhynien war in unserem Freundeskreise die Diskussion über die Zweckmäßigkeit der deutschen Kolonisation in Wolhynien wieder in Gang gekommen. Uns wuchs die Pflicht, isolierte deutsche Volksgenossen nicht weiteren Schicksalsschlägen und ihrer Verzweiflung zu überlassen. In früheren Jahren waren bereits Gruppen und Einzelfamilien nach Brasilien ausgewandert, wo sie in ihrer Unerfahrenheit gewissenlosen Grundstücksmaklern in die Hände gefallen waren. Wir durften die neuen Landsucher nicht als verlorene Einzelwesen dem Zufall preisgeben. Zentralstelle für das gesamte Auswanderungswesen in Polen war das Emigrations-Syndikat in Warschau. In schriftlichen Vorverhandlungen mit ihm wurden die Voraussetzungen für diene planvolle Auswanderung und Ansiedlung in Brasilien erörtert. Im März 1936 fuhr ich nach Warschau, wo ich im Ministerium für soziale Fürsorge Einzelheiten dieser Aktion zugunsten der deutschen Kolonisten aus Wolhynien besprach. Ich fand Verständnis und Billigung meiner Überlegungen. Vom Ministerium wurde die Ernennung eines polnischen Staatsbürgers zum Warschauer Vertreter unserer Arbeitsgemeinschaft gewünscht. (...)



Zu den schlimmsten Folgeerscheinungen des Weltkrieges ist die Staatenlosigkeit zu rechnen. Hunderttausende waren aus ihrem einstigen Vaterlande hinausgedrängt und der Staatsangehörigkeit verlustig gegangen. Zu den großen Massen staatenloser Kriegsflüchtlinge gesellten sich infolge von Verkettung besonderer unglücklicher Zufälle immer wieder neue Staatenlose. Die größere Hälfte unserer rußlanddeutschen Kriegsflüchtlinge war damals noch staatenlos. Heiratete ein solcher eine Reichsdeutsche, so wurde auch sie staatenlos und zwangsläufig eine Volksgenossin minderen Rechts. (...)

Im Juni 1927 wurde im Stadthaus zu Berlin eine große Kundgebung der Staatenlosen veranstaltet, in der auch ich sprach. (...) Ich befaßte mich in meinem Vortrag mit der Lage der vielen entrechteten deutschen Kolonisten Polnisch – Wolhyniens, denen in jenen Tagen die polnische Staatsangehörigkeit

aberkannt worden war. Schuldlose Menschen wurden zu Entrechteten gemacht, die ihres Besitzes verlustig gingen. Ich ließ Bilder von einer deutschen Siedlung herumgehen, in der der polnische Gutsbesitzer die Häuser der deutschen Kolonisten abbrechen ließ. In Erdhütten und Notwohnungen saßen sie nun auf dem Boden, den ihre Väter urbar gemacht hatten. (...) Der anwesende Presseattaché der polnischen Botschaft ersuchte mich über den Verbandsvorsitzenden, der die die Kundgebung leitete, um Überlassung des Textes meines Vortrags, um ihn seiner Regierung zuzuleiten. Seiner Bitte habe ich gern entsprochen. (...) Aus Mangel an Mitteln nahm der Verband der Staatenlosen nicht die erhoffte Entwicklung. Aber die von ihm angefachte Bewegung hat sich im Interesse der Staatenlosen günstig ausgewirkt. Auch der Genfer Völkerbund begann sich intensiver mit dem Problem der Staatenlosigkeit zu beschäftigen.

*Dresden, 1942, hier insbesondere S. 560 -564, 573 - 579, 586 – 587, 605 – 606;

Portrait-Fotos von Adolf Eichler (im Band) aus den Jahren 1919 und 1941

Irrtum der Abschrift vorbehalten;

Download-Seite: www.myvolyn.de